



Kundo-fey-lado

Kundo-fey-lado

Er nimmt seinen Herzschlag kaum noch wahr. Der kräftige Muskel, der sein Blut mit geradezu irrwitziger Geschwindigkeit durch seinen Körper pumpen kann, steht beinahe still. Auch seine Lungenflügel weiten sich nicht länger in kurzen Abständen, sondern verharren zwischen den wenigen Atemstößen in regungsloser Starre. Er hat lange gebraucht, um diese Fähigkeit zu erlangen. Da draußen, in der Welt der Sinneswahrnehmenden, mögen sich seine Muskeln bereits verkrampft haben; hier drinnen, in der klaren, fokussierten Welt seiner Konzentration verspürt er keinen Schmerz. Alles was zählt ist, seinen Körper ruhig und bereit zu halten und beim ersten Anzeichen bereit zu sein. Stunden verstreichen.
Weniger Geübte hätten längst aufgegeben; er zählt nicht umsonst seit beinahe vier Zyklen zu den Besten. So viele Hoffnungen ruhen auf ihm. Selbst seine eigenen.

Störende Gedanken – sie haben in seiner reglosen Welt nichts verloren. Behindern ihn, beschleunigen seinen Puls, lassen Herz und Magen flattern, die Lungenflügel sich weiten.

„Shhhhh!“

Er erinnert sich daran, wie Gittina ihn anlächelt.

„Ruhig, nur ruhig! Shhhhh!“

Schon strömt das Blut wieder träger durch seine Adern, klären sich seine Gedanken. Wann immer ihn Panik oder Unruhe ergreifen, reagiert sein Körper, indem er versucht, mehr Sauerstoff zu erlangen. Doch der Geist beherrscht die Materie. Alles kommt zum Stillstand.

Fast.

Als es geschieht, rennt er nicht sofort los. Manche sind so, die ganze Zeit angespannt, und verderben es dann. Er nicht. Er hat verstanden, dass das nicht die Lösung ist. Entspannung und Wachsamkeit. Bereitschaft, aber Bedacht.

Er lässt drei Atemzüge verstreichen, bevor er blinzelt und seinen Kopf um eine Winzigkeit zur Seite dreht. Da ist es, das Flackern! So klein und flüchtig, dass es fast nicht wahr ist.

Er weiß, konzentriert er sich jetzt zu stark auf das winzige Licht, wird er es nicht wiederfinden. Zu wild ist der Dschungel, zu zugewuchert, trotz der Dunkelheit, voll sterbender Pflanzen und toter Bäume; zu viele Geschöpfe treiben sich in diesen dunklen Tagen darin herum, verzweifelt auf der Suche nach Beute, wenden in ewigem Misstrauen ihre Köpfe mit ihren im blassen Sternenlicht phosphoreszierenden Augen hin und her. Doch er weiß, was zu tun ist.

Er weitet seine Sinne und lässt sie gleichzeitig frei. Löst seine Konzentration auf, verflüchtigt sie, und öffnet sein Selbst. Lässt seinen Geist schweifen und schaut bewusst nicht dorthin, wo er das Licht entdeckt hat. Wartet, dass das Flackern zu ihm zurückkommt.

Diese Zeit nutzt er, um sich seines Körpers wieder bewusst zu werden. Nun spürt er die müden, schmerzenden Muskeln. Jeden Krampf. Er hat sich eingenässt, sein Dami, den er seit seiner Mannwerdung um den Unterleib geschnürt trägt, ist kalt und steif. Er befiehlt seinem Herz, mehr Blut in die klammen Gliedmaßen zu schicken. Schwerfällige Finger kratzen über die aufgedickten Stellen, die die Bisse der Blaukäfer und Stichfalter so zahlreich hinterlassen haben. Streichen eine handtellergroße Spinne fort, die sich auf seinem Knie niedergelassen hat. Er zerquetscht sie unter seiner Ferse. Wäre er wach, richtig wach, er hätte einen Schrei unterdrücken müssen; ebenso den Impuls, wegzurennen. Doch das hier, das ist nicht er, das ist der Jäger, der Kundo-fey-lado, der Kämpfer für sein Volk.

Der Retter?

Seine Taktik, tausendfach von seinen Vorfahren erprobt, gelingt: er kann das Flackern aus den



Kundo-fey-lado

Augenwinkeln nun so deutlich sehen, als wäre es menschengroß und direkt vor ihm. Er legt den Kopf in den Nacken, wittert in die kalte Nachtluft. Der Wind weht unbeständig und leicht. Es genügt. Nun weiß er, wo er hinmuss. Es ist nicht so wie sonst, wenn er ob der Dunkelheit flucht, unterbrochen von vor Angst und Hunger weinenden Kindern und murrenden Alten, die im unsteten Licht der Fackeln nach den Fleischresten klaben. Wenn er selbst diese Welt verdammt, weil er nicht malen kann, weil er nicht sehen kann, weil er nur fühlen kann, fühlen allein aber nicht reicht! Wenn die Pflanzen unter seinen Händen verdorren und sie das letzte Fitzelchen Fleisch von den Knochen verhungertes Tiere nagen.

Feuer ist das einzige, was in diesen Zeiten Farbe in seine Welt bringt. Und Verderben über diejenigen, die es entzündet haben. Er weiß jetzt, wo das Rudel ist. Hier und jetzt braucht er seine Augen nicht mehr.

Er hat Zeit. Sie haben ein Feuer gemacht, da werden sie nicht so schnell weiterziehen. Sie waren vorsichtig und haben damit gewartet, bis sie am Ende des Mearuhawaldes waren. Haben sich erst bis an den Rand zum Schwarzen Moor durchgeschlagen.

Sie hätten es ganz lassen sollen. Andererseits: was hätte das genützt? Sie waren bereits zum Tode verurteilt gewesen, als er sie vor drei Tagen durch den Pass hatte gehen sehen. Sie sind so klein, so schwach, so langsam. Er hatte das Rudel nur beschützen müssen, bis es auf dem Gebiet seines Volkes war. Die Nachtschwärmer hatten alles daran getan, sie aufzuhalten. Doch sie waren clever gewesen, wussten sich gut zu verstecken. Waren wachsam und hatten die dunklen Wesen mit ihren Zähnen und Klauen aus Stöcken und Steinen getötet. Um die größeren Dämonen, die es auf ihr kostbares Fleisch abgesehen hatten, hatte er sich gekümmert. Nun war das Rudel auf seinem Land - dorthin konnten ihm die Nachtwesen selbst an dunklen Tagen nicht folgen, noch hielt der Bann ihrer Götter.

Er hatte das Rudel über den letzten Kampf aus den Augen verloren, doch das war nicht schlimm gewesen. Er wusste, wo sie hinwollen: der Hunger treibt sie in das Land hinter dem Moor, wo es auch in der Dunkelheit noch Nahrung für sie gibt, wo sie sich von jenen Pilzen und Wurzeln ernähren konnten, die seinem Volk nur einen schmerzhaften Tod bringen. Er hatte also nur an einer günstigen Stelle auf sie warten müssen. Er bewegt sich unendlich langsam. Mit jedem Moment, der verstreicht, erwärmt sich sein Körper mehr. Die Schmerzen sind jetzt voll in seinem Bewusstsein. Drohen, ihn zu behindern. Er ignoriert sie nicht, aber schiebt sie beiseite; dafür wird später noch Zeit sein.

Seine Stacheln zittern vor Jagdfieber, die Giftröhren in seinen Fangzähnen weiten sich. Er braucht sie nicht, nicht für diese Beute, aber sie machen die Sache einfacher. Schneller. Nicht sauberer.

Er verspürt Mitgefühl. Sie sind nicht wie andere Jagdbeute: sie können denken, fühlen, lieben und trauern – er hat es oft genug gesehen. All das können andere Tiere auch, doch sie sind anders: sie begraben ihre Toten. Zumindest, wenn sie deren Überreste finden können. Natürlich sind sie dennoch Tiere, sind unwissend - und damit frei.

Fast verspürt er Zorn. Ein gefährliches Gefühl. Er darf ihm nicht nachgeben, darf nicht dem Rausch der Jagd verfallen. Denn sie sind allein den Göttern vorbehalten, denota-ak-lado, er darf sie nicht essen!

„Shhhhh!“ – er zwingt sich zur Ruhe.

Unaufhörlich nähert er sich ihrem Lager. Sie sind immer schwieriger aufzutreiben. Haben gelernt, sich in dunklen Tagen versteckt zu halten. Verstehen nicht, dass es keine Wahl gibt.

Fünf Männchen, vier Weibchen. Keins davon trächtig, kein Junges.

„Guuuut.“

In dieser einen Silbe vernimmt er Zufriedenheit und vorgefreudiges Schmatzen. Seine leicht nach unten gebogenen Rückenstacheln stellen sich auf, es ist wie ein Urinstinkt, gegen den ist er machtlos.

Gift trieft von seinen Fangzähnen. Es ist nicht nur der Appetit der Götter, den er verspürt. Doch ihr Fleisch ist zu kostbar und daher allein den Göttern vorbehalten. Möge das Licht es bringen, dass sich die Rudel wieder vermehren, dass sie vielleicht irgendwann einmal so zahlreich werden, dass...



Kundo-fey-lado

„Geeeh!“

In seinem Kopf dröhnt der kehlige Schrei wie tausend Trommelschläge. Versetzt sein Blut in unruhige Wallung. Sein Herz schlägt und schlägt, Muskeln ziehen sich zusammen, strecken sich, Äste peitschen ihm ins Gesicht und dann ist es, als stünde die Welt still.

Sie sehen ihn an.

Große, erschrockene Augen. Das Flackern des Feuers kann ihre Panik nicht verstecken.

Ein Männchen stellt sich vor ein Weibchen; sein Maul formt einen Laut, doch noch bevor der an das Ohr des Jägers dringen kann, sackt das Männchen zu Boden, die Kehle weit aufgerissen.

Es ist schnell vorbei. Ihre Zähne und Klauen aus Stock und Stein treffen ihn kein einziges Mal. Er ist zu schnell, zu stark, zu erfahren. Blut bedeckt ihn überall. Er taumelt. Spürt die warme Flüssigkeit in den Bisswunden der Insekten brennen. Sie haben sich kaum gewehrt, schießt es ihm durch den Kopf. Sie wussten, was ihr Schicksal war. Sie hatten ihr Schicksal erkannt. Und doch starben sie, ohne zu wissen, warum.

„Geeeh!“

Der Befehl zwingt ihn dieses Mal fast in die Knie. Unweit des Lagers klettert er auf eine Minka; ihre sterbenden Äste ragen weit in den Himmel empor, doch er bleibt unten, unfähig, den Blick von dem Feuer zu wenden. Es flackert, knistert und knackt, als sei nichts geschehen. Verzerrt die Dinge.

Sie kommen.

Die Götter bewegen sich nicht lautlos. Nicht nach so einer langen Dunkelzeit.

Sie beugen sich über die Körper. Schmatzen und Schlürfen.

„Guuut.“

Sie wissen, dass er da ist. Jetzt, da er weiß, dass er sein Volk gerettet hat, masso-fay-lado, kommt die Erschöpfung über ihn. Die Schmerzen, Verlust, Angst und Trauer. Er zittert. Dann kann er sich nicht mehr halten und leckt das Blut von seinen Händen, seinen Armen, befeuchtet seine Finger und streicht damit über seinen Hals, seine Beinen, die Brust, leckt die Finger gierig ab, saugt alles Blut auf, alles, was er kriegen kann, und spürt die Kraft zu ihm zurückkehren, eine ungeheure Wucht, eine Macht, die er kaum ertragen kann. Wie berauschend muss es erst sein, auch von ihrem Fleisch zu kosten! Er muss alles, was ihn ausmacht, aufbringen, um sich nicht auf das Opfer für die Götter zu stürzen und seine Zähne in das saftige, süße Fleisch zu schlagen.

Irgendwann hört das Schmatzen auf.

„Guuut.“

Er steigt von der Minka, kauert sich an ihren Stamm. Zwingt sich, seinen Blick auf das zu richten, was von dem Rudel übriggeblieben ist. Die Knochen. Winzigste Fleischfetzen. Eine Schnur.

Eine Schnur? Er macht einen Schritt, beugt sich vor. Da liegt sie, durchgerissen zwar, aber dennoch eine Schnur. Kein Werk seines Volkes, akra-ak-lado!

Doch wer hat sie dann gemacht?

Doch nicht etwa... die Menschen?

„Geeeh!“

Der Befehl lässt ihn zurücktaumeln. Er wäre so gern tapferer, würde sich so gern umdrehen und fragen, ob das Blutopfer mit diesen neun Menschen erbracht ist, ob ihr Fleisch ausreichen wird. Doch er schafft es nicht; zu gewaltig, zu furchteinflößend ist die Gegenwart der Götter. Er taumelt zurück.

"Das Rudel hat eine Schnur gemacht" – dieser Gedanke lässt ihn nicht los. Was, wenn sich diese Tiere weiterentwickelt? „Dann könnten wir den Menschen vielleicht eine einfache Sprache beibringen. Und ihnen



Kundo-fey-lado

erklären, dass sich die Götter an ihrem Fleisch stärken müssen, um gegen die Dunkelheit zu kämpfen.“

Doch dann: „Was würde es nützen?“

Sie hatten sich kaum gewehrt – vielleicht hatten sie es einfach akzeptiert. Dass auf Zeiten der Dunkelheit für sie immer der Tod folgen musste.

Er spürt es wie einen feinen Ruck. Als wäre eine schwere Last von aller Welt genommen worden; seine Stacheln entspannen sich. Friede kommt in sein Herz: die Götter haben sich wieder auf den Weg gemacht.

Er hält inne und wendet sein Gesicht gen Osten. Dort, wo die Sonne dank der erstarkten Götter endlich wieder aufgeht. Ihre Strahlen kitzeln sanft auf seiner Haut.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).